

Zum Schreiben in fremder Sprache

Franco Biondi : Die Fremde wohnt in der Sprache.

Rafik Schami : Eine Kitaath zwischen Mindestheit und Mehrheit.

Zofia Senocik : Plädoyer für eine Brüderliteratur

Josip Novak : Aus dem Letto heraus.

All tanen from :

Ackermann, Iringard v. Harold Weinrich (ed),  
Eine nicht nur deutsche Literatur.  
Eine Standortbestimmung des  
Auständlertheaters ; München : Sene Piper,  
1986.

FRANCO BIONDI  
Die Fremde wohnt in der Sprache

Vor etwa drei Wochen habe ich in München einen Vortrag gehalten, der sich mit Assimilierungsversuchen befaßte, so auch in der deutschen Sprache. Assimilierungsversuche, um diejenige Literatur zur Anpassung zu bewegen, die unter dem Stichwort Gastrbeiterliteratur bekannt ist. Nach dem Anführen einiger Beispiele für diese Bestrebungen sagte ich, daß ich für meine Gedanken an einen Satz Wittgensteins anknüpfen werde, der in seiner »Philosophischen Grammatik« folgendes schrieb: »Wer sich nach anderen grammatischen Regeln richtet als etwa den üblichen, spricht darum nicht Falsches, sondern von etwas anderem.«

Als ich diesen Satz vor etwa zehn Jahren las – zu jener Zeit hatte ich einen kleinen Hang zur Linguistik und zur Philosophie –, begriff ich ihn so, wie er gemeint war: die Sprache als Erscheinung, nicht also als Phänomen des Alltags oder gar als ideographisches Korrelat. So konnte es geschehen, daß ich diesen Satz nicht in die Alltags-Grammatik einbezog. Das ist schon sonderbar, denn Anlässe hatte ich genug: Ich holte in jener Zeit gerade das Abitur nach und sorgte für Aufsehen im Kollegium und unter den Kollegiaten wegen meiner Aufsätze im Fach Deutsch. Diese zeigten sich als Exotikum: Ein Gastarbeiter, und doch solche Aufsätze!

Zwar verstieß ich fortwährend gegen die grammatischen Konventionen, aber dennoch kamen verschiedene Kollegiaten zu mir, um Hilfe für ihre Aufsätze zu holen. Sonderbar war das Ganze vor allem deshalb, weil das, was ich in den Schriften meinte, nicht das war, was Lehrer und Kollegiaten glaubten darin zu verstehen. Diese Unterschiede lagen nicht an meinen vermeintlichen Mängeln in der deutschen Sprache, noch beruh-

ten sie auf dunklen Italianismen oder gar den absurdtesten Wortschöpfungen. Sie waren eher, so erkenne ich heute, auf das Ideographisch-Phänomenologische zurückzuführen. Ich dachte und schrieb aus meiner unmittelbaren Perspektive heraus. Ein Zeugnis jener Zeit ist mein Gedichtband »Nicht nur gastrarbeiterdeutsch«. Es war erst mit den Südwind-Erfahrungen, daß ich Wittgensteins Satz für mich neu formulieren konnte und ihn dadurch mit meinen Spracherfahrungen verknüpfte. In diesem Zeitraum unterrichtete ich zudem italienische Arbeiter in der deutschen Sprache und entdeckte in ihren schriftlichen Übungen zum einen meine Anfänge, zum anderen das, was meine These stützte.

Im Gastrarbeiterdeutsch werden umfangreiche Paradigmen der reflektierten Formen der grammatischen Kategorien (Artikel, Verb, Adjektiv, Relativpronomen etc.) stark vereinfacht. Im Prozeß der Verallgemeinerung tritt eine einzige Form häufig stellvertretend ein für alle übrigen Paradigmen. In einer Studie dieser Phänomene führte eine Linguistengruppe aus Frankfurt ein Beispiel mit den ihnen möglich erscheinenden Deutungen eines Satzes an, wobei die situative und intonatorische Komponente unbestimmt blieb. Ich zitiere: »Meister sagen: Eimer holen.« Für die deutschen Wissenschaftler kamen folgende Deutungsmuster als wahrscheinlich in Frage:

1. Der Meister sagt(e), er holt (wird holen, hat geholt etc.) den Eimer.
  2. Sag dem Meister, er soll den Eimer selbst holen.
  3. Ich werde dem Meister sagen, ich hole den Eimer selbst.
- Eine vierte und – für mich und für den größten Teil der italienischen Kursteilnehmer – die wahrscheinlichste Möglichkeit blieb dort unerwähnt, nämlich: »Der Meister sagt: hol den Eimer!« Trotz der Polyvalenz dieses grammatischen verallgemeinerten Satzes waren wir sicher: Wir waren von unseren anderen grammatischen Erfahrungen ausgegangen. Von unserer anderen Grammatik, die vom Alltag bestimmt wird. Und die nicht unter den grammatischen Konventionen subsumiert ist.
- Jeder gehörte, gesprochene, geschriebene Satz wird von anderen früher schon gehört, gesprochenen oder geschriebenen Sätzen

interpretiert und beeinflußt; die darin gemachten Erfahrungen bestimmen unsere neuen Erfahrungen. Positiver wie negativer Art. Die Sprache bestimmt nämlich darüber, wie menschliche Beziehungen erfahren werden. Für Gastrarbeiter, wenn wir einmal diesen Ausdruck gebrauchen wollen, enthält jedes neu erlernte Wort in seinem Fundament den Grundkonflikt zwischen Freiheit der Sprache und deren erfahrungsbedingter Einengung. Sodann auch den Kompromiß zwischen Freiheit der Sprache und Erinnerung – ein Fundament, auf dem unübersteigbare Mauern entstehen. Ich werde oft an das Erlernen der Sprache durch Kinder erinnert, wenn ich Sätze höre, die bei dem langwierigen Spracherwerbsprozeß von Personen auftreten, die schon ganz überzeugt sind, die deutsche Sprache zu beherrschen, und unbeirrbar darauf bestehen, mit ihrem Ausdruck recht zu behalten. Die Anwendung der nicht mehr in Frage gestellten Grammatikregeln hat somit auch konstitutiven Charakter für die Beziehungen der deutschsprachigen Mehrheit mit den anderssprachigen Minderheiten. Die Wahl der Wörter und der Syntax läßt außerdem erkennen, wie diese Beziehungen erfahren werden, sie definiert ja diese Beziehungen selber.

Diese Beziehungen offenbaren sich oft in einfachen Sätzen wie »Die Gastrarbeiter sind auch Menschen.« Zwar läßt dieser Satz eine Vielzahl von Deutungen zu, doch vom Standpunkt des darin gemeinten, zum Objekt gemachten Angelöriegen der betroffenen Minderheiten enthält dieser Satz eine Reihe von problematischen Implikationen. Ganz egal, wer diesen Satz ausspricht. Die banale Feststellung, daß Menschen Menschen sind, läßt darauf schließen, daß sie beim Aussprechen dieser Selbstverständlichkeit für den anderen gar nicht so selbstverständlich war. Weiterhin impliziert das Wörtchen *auch*, daß der Sprecher die einen als Menschen betrachtet und daß der Gastrarbeiter kein Mensch sein könnte. Dieser Satz enthält schließlich konnotative Komponenten, und er enthält solche Gesten wie *Toleranz* und *Nachsicht*. Gesten, also, die eine Beziehung als eine solche von oben nach unten definieren. Mit solchen unscheinbaren Sätzen, die entweder offen oder getarnt normative Aussagen über Minderheiten machen, war ich bereits seit meiner Kindheit konfrontiert: Aus der Welt der Seßhaften kommend, lebte ich für viele

Jahre in der Welt des fahrenden Volkes – ich vermute, meine Empfindlichkeiten in der deutschen Sprache sind zum guten Teil auf diese Erfahrungen zurückzuführen.

Die Implikationen, die in dem Satz »Gastarbeiter sind *auch* Menschen« enthalten sind, dürften den Teilnehmern dieses Kolloquiums bekannt sein; dennoch wollte ich sie hier aufgreifen, um darauf hinzuweisen, wo in Wirklichkeit die Fremde wohnt. Sie wohnt bereits in diesem Satz und nicht in dem Menschen, der eine andere Herkunft hat. Eine Fremde, die sich hier an dem unscheinbaren Wörtchen *auch* festmachen lässt, aber viel tiefer geht. Gerade in diesem Wörtchen als einem Sinnbild für Möglichkeiten entdecke ich die Einengung aller existentiellen Möglichkeiten, gerade hier entdecke ich die Mauer im Inneren des Wortes, hier spüre ich meine Verlassenheit und meine Einsamkeit in der Sprache. Gerade in der Sprache, dem echten Ort der Begegnung.

Die Wahl der Wörter und der Syntax offenbart auch Identitäten im Geflecht der Beziehungen. Martin Walser schrieb in einem Aufsatz zum Selbstverständnis des Schriftstellers, daß das Ich des Autors prinzipiell beschädigt ist, seine Identität fragwürdig, ungesichert. Ich persönlich will nicht vom beschädigten Ich sprechen, denn das Wort »beschädigt« deutet auf einen abgeschlossenen Prozeß hin, einen Prozeß, an dessen Ende mein Ich mit Schäden dasteht. Daher möchte ich eher von einem sich in Frage stellenden Ich ausgehen. Der oben genannte Satz mit dem *auch* stellt indirekt das evidente Menschsein der Gastarbeiter in Frage.

Wie in meinem deutschen Alltag, so wurde auch meine deutsche Sprache beziehungsweise deren mir eigentlich Anwendung in Frage gestellt. Nicht nur im Gespräch wurde ich mit Belehrungen konfrontiert, selbst im Schreibprozeß wurde ich mit ständigen Hinterfragen konfrontiert (eine Trennung zwischen sprachlicher Äußerung und Identität würde ich nicht ohne weiteres nachvollziehen, denn die Sprache ist der persönliche, individuelle Wohnort jedes Menschen). Natürlich enthält das In-Frage-Stellen auch produktive Momente sowohl im Schreibprozeß als auch in der Konfrontation mit deutschen Lesern. Während im Prozeß des Schreibens identitätskonstituierende

Kräfte in verstärktem Maße wirksam werden, ist in der Gegenüberstellung mit den deutschen Lesern die Konstellation etwas anders gelagert. Auf dieser Ebene werden zusätzlich Beziehungen definiert. In dieser Interaktion wird der deutsche Leser als der in seine deutsche Muttersprache Hineingeborene definiert und als ein Mensch betrachtet, der mit mehr Macht über die Sprache ausgestattet ist. Der ausländische Schriftsteller wird dagegen als ein in die deutsche Sprache Hineingepflanzter betrachtet, also sozusagen als Guest definiert. Dementsprechend wird er als jemand betrachtet, der weniger Macht – und Befugnisse – über die Sprache hat. Auf der einen Seite sind nun alle herrschaftsbezogenen Begriffe zur Definition der Beziehung zur Sprache nicht griffig, denn Sprache läßt sich nicht beherrschen, noch läßt sie über sich verfügen, auf der anderen Seite treten aber die Interaktionspartner oftmals in solchen Rollen auf. Das läßt sich manchmal an einem vom deutschen Leser an einen deutsch-schreibenden Ausländer gerichteten Satz festmachen: »Das sagt man nicht auf deutsch!« Oder: »Das versteht kein Mensch!« Die eigene Bequemlichkeit oder, noch schlüssiger, die eigene Unfähigkeit in der deutschen Sprache wird somit verallgemeinert, gar in Form von Absolutheit, gleichzeitig aber in den schreiben-den Ausländer hineinprojiziert.

Am Anfang meiner deutschsprachigen Karriere empfand ich mich in der deutschen Sprache dermaßen in Frage gestellt, daß mich eine tiefe Besessenheit erfaßte, alles von der deutschen Sprache Gehörte zu beherrschen. Es zu beherrschen, um nicht mehr in Frage gestellt zu werden. Meine erste Begegnung mit einem Lehrbuch zum Erlernen der deutschen Sprache, 1965, war aber schon ein Schiffbruch. Das Lehrbuch, das mir ein Landsmann für zehn Mark verkauft hatte, war aus den 30er Jahren und dementsprechend noch in gotischer Schrift und mit völlig veraltetem Vokabular. Bis ich das merkte, war ich bereits bei Kapitel 23, aber der Schiffbruch hat bekanntlich auch Vorteile, weil er in der Regel den Geist des Lebenwollens herausfordert. Obwohl mir die Unerfüllbarkeit dieser an mich gestellten Forderung bald einsichtig wurde, wurde die Besessenheit, alle Sätze der deutschen Sprache beherrschen zu wollen, zu einer entscheidenden Kraft, die mich letztendlich zum Leben in diesem Land ver-

leitet und zum deutschsprachigen Schriftsteller gemacht hat. Auch aus dieser Blickrichtung gesehen, bin ich kein Gast mehr in der deutschen Sprache. Wurde sie anfangs noch als eine fremde Macht erfahren, der ich mich, um mich zu wehren, zu bemächtigen hatte, so ist sie heute für mich in einer gewissen Weise ein Zuhause geworden. Genauer ausgedrückt: In der deutschen Sprache habe ich mir ein Zuhause errichtet. Dennoch bleibt in der Sprache die Fremde wohnen. Sprache ist an und für sich Fremde. Jeder Mensch muß in seinem Leben sein eigenes Zuhause in der Sprache errichten. Ein Leben lang muß er daran arbeiten, muß er die darin enthaltene Fremde bewohnbar machen. Neben dieser grundsätzlich der Sprache innenwohnenden Fremde gibt es für mich als Angehörigen einer Minderheit in der Bundesrepublik eine weitergehende Fremde. So bin ich in mehrfacher Hinsicht ein Fremder geblieben, ein Fremder, der sich in der Fremde zwar relativ freizügig bewegen kann und dennoch darin gefangen ist. Gefangen durch die Einengung der existentiellen Möglichkeiten, die darin vorgenommen werden.

Eine Zeitlang war für mich das Schreiben in deutscher Sprache mit der Identitätsfrage verbunden. Denn auch hier wie bei der anfänglichen Besessenheit, die gesamte deutsche Sprache beherrschen zu wollen, erfuhr ich Sprache als eine fremde Macht, der ich ausgeliefert war und gegen deren Omnipotenz ich kämpfen mußte. Es hat mehrerer »Lichtjahre« bedurft, bis ich für mich entdeckte, daß diese Blickwinkel verkürzt waren. So wenig man eine Sprache beherrschen kann, ebensowenig kann man ihr ausgeliefert sein. Eher finden in ihr Macht und Ausgeliertsein in den alltäglichen Beziehungen ihren Niederschlag. Ge genwärtig interpretiere ich daher meinen Bezug zur deutschen Sprache so, daß ich darin eine multikulturelle Identität suche, jenseits der nationalen und kulturellen Schranken, die mit einer Sprache verbunden sind. Ich glaube, daß in der Uberschöpflichkeit der Sprache diese Möglichkeit enthalten ist.

Als Fremder muß man nicht nur eine gewisse Sensibilität für Nuancen entwickeln, nicht nur die Polyvalenz der Sprache Schritt für Schritt abtasten, sondern auch – konsequent zweifelnd – die Sprache selbst als Kommunikation in Frage stellen. Ich

meine hiermit nicht ein In-Frage-Stellen, wie es in der experimentellen Literatur anzutreffen ist; ich meine eher das Mit-Fragezeichen-Versehen bezüglich der Sprache der Mehrheit, wie sie gegenüber den Minderheiten – und überhaupt – angewandt wird. Ein Mit-Fragezeichen-Versehen aus dem besonderen Blickwinkel eines Minderheitsangehörigen mit seinen besonderen ideographischen Erfahrungen.

Ein In-Frage-Stellen der Sprache als Instanz der Mehrheit hat mich immer mehr in der Auffassung bestärkt, daß die Fremde nicht so sehr in dem Menschen wohnt, der aus der Fremde kommt; primär wohnt sie in der Sprache selbst. Ich meine zum einen diejenige Fremde, die der Sprache inhärent ist und gegen die auch diejenigen angehen müssen, die in die Sprache hineingeboren sind – vom erstgesprochenen Wort im Kindesalter bis zum Letzgesprochenen. Ein jeder von uns weiß auch von der Uberschöpflichkeit der Sprache, von der Vielschichtigkeit des Gemeinten in einem Wort, die nie völlig erfaßt werden kann, und von der Weite der konnotativen Bezüge, bis hin zu den etymologischen Vertikalen, die zum Ursprung der Wörter führen können. Und ich meine zum anderen das Fremdwerten der Wörter aufgrund der Tatsache, daß sie durch die Mächtigen jeder Gesellschaft und durch die herrschende Meinung besetzt werden. Wörter werden nämlich ständig besetzt, indem bestimmte Bedeutungen hineingezwungen und andere hinausgedrängt werden. An dieser Stelle möchte ich nur auf den historischen Begriff der Freiheit hinweisen. Wie oft hat sich nicht in der Weltgeschichte gezeigt, daß die Sprache der Befreiung sich als bald als die Sprache der Machtäusübung entlarvt, wie sie dann die Sprache des Öffentlichen und des Privaten gleichermaßen zu beherrschen und zu lenken sucht! Und in dem Maße, wie ihr das gelingt, macht sie sich uns fremd.

Ich als Angehöriger einer Minderheit anderer Herkunft erfahre in meinem Alltag, wie Begriffe aus unserer Lebensosphäre eignet, neubesetzt und schließlich mit fremdem Gehalt an uns zurückgegeben werden. Als Beispiel möchte ich nur an den Begriff »Kopftuch« erinnern. Ganz zu schweigen von dem Begriff »zweite Generation«. Aus der Perspektive der Arbeitsemigranten sind die eigenen Kinder keine »zweite Generation«, sondern

einfach eine weitere Generation in der langen Generationenreihe, deren Wurzeln im Herkunftsland liegen.

Für mich heißt es also nicht: Schreiben in fremder Sprache. Sonder: Ich möchte gegen die Fremde in der Sprache anschreiben. Nicht, um darin Eindeutigkeit zu erzielen, denn Literatur braucht meines Erachtens die ewige Fremdheit der Sprache. Ich schreibe eher, um die mich beunruhigenden Fragen aufzuwerfen. Jene beunruhigenden Fragen nämlich, die sich in Buchstaben kleiden und zu deutschen Sätzen werden, die aber dennoch Zeichen sind und mehr meinen, als sie zu meinen vorgeben.

Anschreiben gegen die Fremde in der Sprache bedeutet für mich auch Schreiben in Widerspruch zur besetzten Sprache. Vielleicht erweist sich das als Sisyphusarbeit, vielleicht kann es aber auch die Fremde etwas erschüttern (um wieviel, das vermag ich allerdings nicht abzuschätzen). Prinzipiell kann der Schriftsteller derjenige sein, der die Sprache seiner Beunruhigungen und seiner Leidenschaften in den Fremdwörterungsprozeß der Sprache einkelt. Diese Art zu schreiben hat wiederum andere grammatischen Regeln als die üblichen; es drückt anderes aus und spricht doch von demselben.

## Selbstverständnis und Stellenwert der »Ausländerliteratur«

RAFIK SCHAMI

Eine Literatur zwischen Minderheit und Mehrheit

Um über den Stellenwert unserer Literatur zu sprechen, muß man zunächst die Warte definieren, von der aus der Stellenwert gemessen wird.

Schon beim einfachsten Beispiel wird die Schwierigkeit deutlich, die diese Warte mit sich bringt.

»Es regnet« ist ein einfacher Satz. Was hat dieser Satz für einen Stellenwert in der Stimmungsskala eines Zuhörers? In diesem Land wird jeder wahrscheinlich stöhnen und seufzen. »Schon wieder!«, während in meinem Dorf in Syrien mit einem erleichterten »Endlich!« zu rechnen ist. Der Regen ist derselbe, aber der Ort ist verschieden. Literatur ist komplizierter als Regen, ihr Stellenwert noch abhängiger von der Warte, von der aus sie beurteilt wird.

Es handelt sich also um eine Gastarbeiterliteratur, eine spezifische Minderheitenliteratur, deren Autoren Elemente ihrer Ursprungsulturen tragen, deren Schmiede aber die hiesige Gesellschaft ist. Diese Voraussetzung stellt für unsere Literatur einen wichtigen Faktor dar, der sie weder als Fortsetzung der Literatur der Ursprungsländer noch als deutsche Literatur einordnen läßt, denn auch wenn sie die deutsche Sprache als Medium gebraucht, ist sie doch eine deutschsprachige Minderheitenliteratur.

Um den Stellenwert dieser Literatur richtig einzuschätzen, muß man unsere politisch-rechtliche Lage verstehen. Bei einem absoluten Fehlen der Repräsentation unserer Interessen wird der literarische Ausdruck der Wünsche, Ängste und Utopien der Minorität zum wichtigsten Podium dieser Interessen. Dies hat zur Folge, daß unsere Literatur inhaltsreicher und manchmal bis zum Bersten voll wird. Zwei Momente machen den größten

Teil dieses Inhaltes aus. Einmal das Verschwinden eines kulturellen Bezugsbodens und zum anderen das Zusammenleben mit der deutschen Mehrheit. Bedingt durch die erlebte Entwurzelung gibt diese Literatur genaue Bilder von den Konflikten, unter denen die Minderheit leidet. Durch ihre Randlage liefert sie auch präzise Bilder der Mehrheit. Diese Stärke unserer Literatur macht deutlich, wie wichtig ihr Beitrag für die hiesige Gesellschaft ist.

Diese inhaltlichen Aussagen sind aber in eine Form gegossen, die sie zu Literatur und nicht zum bloßen Dokument macht. Oft wird diese einfache Tatsache übersehen.

Will man die spezifische Leistung unserer Literatur richtig einschätzen, so muß man sich die schlechten Voraussetzungen klar machen, denen sie im Gegensatz zu Musik und Malerei unterworfen ist. Erst wenn man das versteht, versteht man die Größe der Anstrengung, die unsere Schriftsteller und Schriftstellerinnen aufgebracht haben, um den ihnen wichtigen Inhalten diese Form zu geben. Im Gegensatz zur Musik und Malerei, deren Bonus in der Internationalität der Farbe und des Klangs liegt, baut sich die Literatur aus Worten auf, deren Beherrschung gesellschaftliche und nationale Grenzen gesetzt sind. Diese Grenzen sind überwindbar, aber sie existieren doch. Literatur schreiben, heißt den Anspruch anmelden, imstande zu sein, sich mit dem schönsten Ausdruck der Sprache auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung ist ein produktiver Prozeß. Sie führt zur Bereicherung, zur Grenzerweiterung bei dem Autor und seiner Sprache. Diese Literatur kann das Vorstellungsgebäude der Mehrheit über die Minderheit und über das, was »man« schon immer unter Literatur verstand, erschüttern.

Wenn wir nun spezifisch über die deutsche Gesellschaft reden, müssen wir wissen, daß Literatur hier nach Heiligum riecht. Und nun wollen ausgerechnet die Gastaarbeiter Literatur machen. Keine, die auf einen Marmorsockel gestellt und bewundert wird, sondern eine, die eher einer warmen Stube mit vielen Stimmen und Farben gleicht. Nicht der Umgang mit dem Inhalt macht die Ernsthaftigkeit aus, sondern die sensible Wahrnehmung der Formenvielfalt entscheidet letztendlich darüber, wie die Literaturkritiker der Mehrheit zu unserer Literatur stehen.

Oft erstarrt die Wertung bei der Wichtigkeit des Inhalts, und man streitet darüber, ob das authentisch ist oder nicht. Die Vielfalt der Form und ihre lebendige Wechselwirkung bleibt bei solchen Reduzierungen auf der Strecke. Eine schöne Literatur nur als Dokument anzuerkennen, ist eine Aberkennung. Man kann nicht pauschal sagen, die deutsche Gegenwartsliteratur erzählt nichts mehr. Man kann aber wohl sagen, daß das erzählerische Moment schwächer geworden ist, vergleicht man es mit dem der Literatur anderer Länder. Die Literatur der hiesigen Minderheiten hat aber ein ausgeprägtes Erzählmoment. Dies ist einmal bedingt durch die objektiven Verhältnisse in diesem Land, die uns zwingen zu erzählen, laut und listig zu erzählen. Erzählen ist ein Gesprächsangebot an den Leser. Es ist kein Monolog eines meinerwegen genialen Ichs, das sich zur Welt aufblässt, so daß die reale Welt zur Bedeutungslosigkeit einschrumpft.

Zum anderen erzählen wir, da wir alle, so verschieden die Länder auch immer sind, aus Kulturen stammen, in denen die Erzähltradition tiefer verwurzelt ist als im deutschsprachigen Raum. Diese Stärke unserer Literatur wird nicht genug gewürdigt. Bei einer Verstummung durch die elektronischen visuellen Medien ist Erzählen ein Beitrag zum kulturellen Widerstand. Zum Schluß noch einige Beobachtungen über die Behandlung dieser Literatur durch die Angehörigen der Mehrheit. Die Zeit des Totschweigens ist durch unsere Anstrengung vorbei. Unsere Literatur hat sich nicht einschüchtern lassen, sondern sie hat sich zu einem reichen Bündel von Themen und Formen entfaltet. Ihre Notwendigkeit hat diese Entfaltung bedingt. Nun wird sie als Literatur der Gastaarbeiter anerkannt. Diese im ersten Augenblick befriedigende Anerkennung schwindet dahin, wenn man sie genau prüft. Warum? Weil sie wiederum eine Reduzierung ist, die hastig und ohne genaue Kenntnis dessen, was die Autoren der Minderheit in diesem Land bewegt, gemacht wird und oft darüber hinwegfälscht, daß diese Autoren die ihnen durch diese Anerkennung gesetzten Grenzen sprengen und sich kein Thema verbieten lassen wollen. Eine eingehende Beschäftigung mit den Kulturen der Herkunftsänder und mit der hiesigen Lage der Minderheit ist gewiß mühsam, aber langfristig

fruchtbare als jede leichtfertige Auseinandersetzung mit unserer Literatur. Oft wird unsere Literatur entweder mit Samthandschuhen oder mit eiserner Zange angefaßt. Die Samthandschuhe sind mit Mitleid getränkt und lassen deshalb die Hände über die Oberfläche dieser Literatur gleiten. Die Zange dagegen zerquetscht auch die schönsten Märchen, Novellen oder Gedichte, so daß nur wenig von dem Saft ihrer Inhalte zum Vorschein kommt. Gefragt sind aber Hände, die die Berührung nicht scheuen. Unsere Literatur hat keinen Mitleidbonus nötig. Sie stellt sich der Kritik, indem sie erscheint. Mehr kann eine Literatur nicht tun. Es liegt also an den Kritikern der Mehrheit, den Stellenwert dieser Literatur tastend zu erfahren, ohne Samthandschuhe und ohne Zangen.

ZAFER SENOCAK  
Plädioyer für eine Brückennliteratur

Seit einem Vierteljahrhundert leben in der Bundesrepublik »Gastarbeiter«. Als Arbeitskräfte hat man sie ins Land geholt. Ihr Aufenthalt hat in erster Linie wirtschaftliche Ursachen. Deutschland ist kein Einwanderungsland. Also sind sie seit einem Vierteljahrhundert Gäste. Zeit genug für das Aufwachsen einer neuen Generation. Die Gastgeber sind besorgt darüber, daß die Gäste beginnen, sich nach so langer Zeit einzurichten. Die Fremden sorgen für Überraschungen. Sie wollen auf ihre Familien nicht verzichten. Ihre Frauen gebären Kinder. Neuerdings reden sie über Kultur. Nein, sie reden nicht nur darüber. Sie machen Kultur. So entstehen aus ihrer Feder Geschichten, Gedichte, Berichte und Märchen in deutscher Sprache.

Die Arbeitskräfte sind keine Ersatzteile. Sie sind Menschen. Sie haben eine Vergangenheit, ihre eigene Welt und Kultur. Wenn sie das Wort ergreifen, machen sie ihre Konturen als Menschen deutlicher sichtbar. Der Fremde gewinnt seine Persönlichkeit wieder, die ihm von einer inhumanen Ordnung genommen wurde. Denn Literatur ist das Streben des Subjekts gegen die allgemeine Verwischung des menschlichen Lebens und der persönlichen Erfahrungen. Schreiben heißt, eine eigene Sprache gewinnen. Schon der literarische Ausdruck in der Muttersprache ist ein mühsamer Werdegang. Sich in einer Fremdsprache literarisch zu äußern, dazu gehört viel Mut.

Ich möchte behaupten, daß die Bedingungen der Fremde und die Arbeit mit der Fremdsprache für das literarische Schaffen der Ausländer nicht von Nachteil sind. Jeder Schriftsteller muß seine eigene Sprache erst einmal gewinnen. Sie wird ihm nicht fertig geliefert, sondern in Bruchstücken. Die schnellen, vorgefertigten Worte sind die gefährlichen.

Der geschwätzige Wörtermarkt macht sie billig und brüchig. Der einheimische Autor, für den die Benutzung der Muttersprache ohne kritische Reflexion über die Sprache selbstverständlich ist, ist auf dem Holzweg. Seine Sprache wird genauso allgemein, scheinbar objektiv und unbrauchbar wie die mancher Politiker. Je länger die Wörter vor dem Gebrauch geprüft und gewogen werden, umso besser.

Außerdem besteht die Möglichkeit, die deutsche Sprache durch die Stilmittel und den Sprachbau der Muttersprache zu bereichern. Manche Sprachen, insbesondere die des Mittelmeerraums, sind reichhaltiger an Bildern als das Deutsche. Neue Ausdrücke und Bilder in der Sprache bewegen die Erstarrung, erweitern die Ausdrucksmöglichkeiten, ermöglichen dadurch eine höhere Stufe der Wahrnehmung. Aus stilistischen Elementen, literarischen Traditionen und Formen kann die deutsche Literatur einen neuen Atem schöpfen. Man denke an die mündlichen Erzähltraditionen des Balkans und des Orients, an lyrische Formen wie Stanze, Ghasei oder Haiku, die ihren Eingang in die deutsche Literatur bereits gefunden haben.

Die Situation des Fremdarbeiters, der am Rande der Gesellschaft leben muß, ist von der des Künstlers in der Industriegesellschaft nicht besonders verschieden. Nicht zufällig war die Fremde bereits ein großes Thema für die Literatur des 20. Jahrhunderts; bei Kafka oder Camus. Die moderne Zivilisation, die durch höchste Entwicklungsstufen der Bürokratie, der Wirtschaft und der Technik gekennzeichnet ist, hat eine natur-, menschen- und kulturfreindliche Atmosphäre geschaffen. In der gegenwärtigen hochtechnisierten Gesellschaft wird der Mensch isoliert. Er wird zum Fremdkörper. Die Entfremdung, die die Menschen gegenüber einer berechneten, technisch erkalteten und zerstörten Umwelt empfinden, wird vielleicht gesteigert, wenn sie diese fern von ihrer Heimat erleben müssen. Die Wirkung der Fremde wird potenziert. Aus der doppelten Fremde aber können die empfindsamsten und aggressivsten Texte hervorgehen.

Der Begriff Ausländerliteratur darf mittlerweile nicht nur auf den schreibenden Gastarbeiter der ersten Generation beschränkt werden. Umlängst hat sich die »zweite Generation« zu Wort ge-

meldet und gleichzeitig jede thematische Einschränkung gesprengt. Der Erfahrungshorizont wird erweitert. Auch Autoren, die aus politischen oder anderen Gründen nach Deutschland gekommen sind und bereits in ihrer Heimat geschrieben haben, oder jene, die wieder in ihre Heimat zurückgekehrt sind, müssen dazugezählt werden. Wichtig ist nur, daß sie die Spannung zwischen den Kulturen und Sprachen selbst erleben. Das Bild, das die Ausländerliteratur abzugeben beginnt, zeigt, daß sie auf kein Thema, keinen Beruf und keine Klasse begrenzt werden kann. Vielmehr entsteht eine inhaltlich vielfältige, sprachlich ausdrucksstarke, von vielen Nationen und verschiedenen Generationen geschaffene Literatur. Wer in einem fremden Land in der Sprache der Einheimischen schreibt, möchte sich mitteilen. Er schreibt nicht für die Schublade. Die Entscheidung, in der Fremdsprache zu schreiben, ist der Ausbruch aus der Isolation, doch die Füße gehen auf Scherben. Denn zugleich bricht die gläserne Haut, die man anwachsen ließ, um gegen Verletzungen gewappnet zu sein. Wer sich öffentlich äußert, muß sich rechtfertigen. Er muß erklären und begründen. Die Klage allein erweckt vielleicht Mitleid oder Betroffenheit, doch diese Adern trocknen schnell aus. Bleibend allein ist die literarisch geformte Mitteilung, die die Klischees des Alltags ebenso vermeidet, wie sie die Schranken des Privaten überwindet. Als die Stummheit gebrochen wurde, war die Stimme traurig, verzweifelt, enttäuscht. Die Berichte der Ausländer über ihre Lage haben viel dazu beigetragen, die tristen Umstände, die ihr Leben ständig begleiten, ins Licht der Öffentlichkeit zu rücken. Sie haben aber auch ein Image der Ausländerliteratur geschaffen, das nicht mehr vollständig zutrifft. Das deutsche Publikum muß sich mehr und mehr daran gewöhnen, daß ausländische Schriftsteller nicht nur über ihre Lage als Fremde in Deutschland, sondern auch über ewige Themen wie Frieden, Liebe oder über die Naturzerstörung, die sie ebenfalls betrifft, zu berichten haben, daß sie nicht so leicht einzustufen und zu katalogisieren sind. Der Versuch, die Literatur im Schubladen einzustecken, nach Themen, Berufen oder Klassen aufzuteilen, führt irre. Das Literarisches ist vielmehr der Ausdruck für das gesamte Dasein, für die gesamte wahrgenommene oder vermutete Wirklichkeit des

Menschen. Dabei wird von der Literatur eine tiefergehende Sichtweise erwartet, die weiter geht, als die gewöhnliche alltägliche Wahrnehmung erlaubt. Der Autor ist ein empfindliches Barometer seiner Zeit und seiner Situation. Die literarischen Marktschreier sind aus kommerziellen Gründen bemüht, der Literatur bequeme Plätzchen zuzuweisen. Doch zu schnell entpuppen sich die Trends als vergänglich. Durch inhaltliche und sprachliche Beschneidung verflacht die Literatur. Sie wird kleinknötzig, eintönig und kurzlebig. Gerade Dichtung kann an verlorenen Tiefe, Sensibilität und sprachlicher Genauigkeit leiden. Um innerhalb der deutschen Literatur der Gegenwart eine entsprechende Stellung zu beanspruchen, darf sich die Literatur der Ausländer inhaltlich nicht eingrenzen lassen. Sie darf kein Getto in der deutschen Literatur bilden, sondern muß in diese hineinfließen. Nur so übt sie Einfluß aus. Sie darf sich nicht mit der Schutzhaut der Entrecetteren, mit einem Mitleidsbonus in den Schoß der Unantastbarkeit flüchten, sie muß sich der öffentlichen Kritik stellen, wie jede andere Literatur. Deutsche Literatur, die von außen kommt, – eine Neuerscheinung?

Schon Goethes *Divan* stellt eine Annäherung an die Formen und Inhalte der orientalischen Dichtung dar. Ein Werk, in dem sich Orient und Okzident treffen, um neue kulturelle Blüten zu entfalten, statt sich gegenseitig niederzubrennen. Goethes Werk, wie auch die spätere übersetzerische und dichterische Leistung von Rückert und Platen, legen Zeugnis ab von einer humanen, toleranten, weltoffenen Haltung. Der Geist Rückerts drückt sich in dem Spruch »Weltpoesie allein ist Weltversöhnung« aus. Fast ein ganzes Jahrhundert lang bis zu Hofmannsthal und Klabund beeinflußten orientalische Dichtungen die deutsche Literatur. Freilich wurden dabei auch die Gefahren einer leichtfertigen Begeisterung sichtbar. Mancher Dichter verfiel einer seichten Kologie des Exotischen, blieb aber der Materie weitgehend fremd. Auch hier bewirkte die Mode den Tod. Immermann schrieb höhnisch:

»Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen, Essen sie zuviel, die Armen, und vomieren dann Ghaselein –«

Die breite Ausdehnung des deutschen Sprachraums erleichterte die Einwirkung von fremden Einflüssen auf die deutsche Literatur. Städte wie Czernowitz, Geburtsort von Paul Celan, lagen im Schnittpunkt von Kulturen. Dort trafen sich das Jüdische und das Christliche, das Einheimische und das Deutsche. Es zeigt sich, daß Literatur von der Erfahrung des Fremden und von der Synthese verschiedener Kulturen gewinnen kann. Dort, wo eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Fremden stattfindet, in einer Atmosphäre der Toleranz und der Offenheit, wird der künstlerische Horizont erweitert, öffnen eigenartige und reizvolle literarische Schöpfungen ihre Knospen.

Obwohl das moderne Zeitalter eine unendliche Erweiterung der Kommunikationsnetze mit sich gebracht hat, sind Vorrurteile zwischen den Völkern kaum abgebaut worden. Die durch die Technik geschaffene Nähe brachte kein richtiges Kennenlernen, keine menschliche Annäherung. Die Kultur der Völker wird zunehmend kommerziell ausgeschlachtet. Sie wird folkloristisch getrimmt und zum Scherzen des Tourismus gemacht. Politische und ökonomische Interessen benebeln oft einen fruchtbaren Austausch zwischen den Kulturskreisen. Die Ausländerkultur in Deutschland muß sich gegen diese Tendenzen behaupten. Zu einer Synthese gehören immer zwei. Deshalb dürfen die Ausländer ihre eigenen kulturellen Wurzeln nicht aus den Augen verlieren. Das gilt besonders für die Autoren der »zweiten Generation«. Die perfekte Beherrschung der deutschen Sprache ist für sie selbstverständlich geworden. Doch die Bindungen an die Heimat sind nur noch schwach. Die Muttersprache geht verloren. Die Identität bleibt gespalten. Wenn die beiden Flügel nicht mehr gleich stark sind, ist das Gleichgewicht gestört. Aus der Spaltung aber kann eine doppelte Identität entstehen. Sie lebt von der Spannung. Die Füße lernen, auf zwei Ufern gleichzeitig zu gehen. Sie werden von der Hoffnung getragen, daß über jeden Abgrund eine Brücke geschlagen werden kann. Die »zweite Generation« kann diese Brücken bauen. Sie muß ihre Eigenständigkeit zwischen den Kulturen suchen, indem sie Elemente aus ihnen, wie von einer Mutter und von einem Vater, in sich trägt und zu einem neuen Keim verbindet.

JUSUF NAOUM  
Aus dem Getto heraus

Meine Erwartungen an die deutsche Öffentlichkeit mit ihren Institutionen wie Rundfunk, Fernsehen, Buchverlagen, öffentlichen Preisaustrichen etc. haben sich nicht ganz erfüllt. Meiner Meinung nach hätte die ausländische Literatur einen größeren Raum in dieser Öffentlichkeit verdient; sie sollte als ein wichtiger Teil der deutschsprachigen Literatur betrachtet werden. Bis jetzt ist diese Literatur in ein Getto abgedrängt worden, wo sie zu ersticken droht. Es ist an der Zeit, daß man sie aus diesem Getto befreit und ihr die Chance gibt, sich entfalten und aufzublühen zu können.

Es hat zehn Jahre gedauert, bis die deutsche Öffentlichkeit die ausländische Literatur überhaupt bemerkt hat, denn schon in den siebziger Jahren haben viele Ausländer geschrieben. Eine eigene dichterische Stimme hat man ihnen aber nicht zugetraut; im Bild der Deutschen ist die ausländische Kultur auf Folklore und Exotica reduziert. »Bauchtanz und Rebab«, das sollte man ihnen lassen.«

Hierfür möchte ich einige gravierende Beispiele anführen. Wenn ein deutscher Autor ein Buch über die Ausländerproblematik geschrieben hat, räumt man ihm eine volle Zeitungsseite für die Besprechung ein. Demgegenüber räumt man zehn von Ausländern geschriebenen Büchern, wenn man sie überhaupt bespricht, allenfalls eine Sammelrezension von einer Vierelseite ein. Ein anerkannter Lyriker unter den ausländischen Autoren schickte seine Gedichte an eine Zeitschrift. »Das sind keine Gedichte, höchstens Entwürfe« war die Antwort. Der Lektor eines größeren Verlages lehnte die Arbeit eines ausländischen Schriftstellers mit folgender Begründung ab: »Mit Ihren Metaphern kann ich nichts anfangen. Wenn Sie an einer Veröffentlichung

interessiert sind, dann müssen Sie sich grundsätzlich an den deutschen Geschmack anpassen.« Ein Hörspieldramaturg begründete die Ablehnung eines Hörspiels: »So reden die Gasarbeiter nicht.« Alle diese Beispiele zeigen, wie arrogant und überheblich manche Lektoren und Redakteure sind. Mir scheint, daß sie sich mit der ausländischen Literatur gar nicht auseinandersetzen wollen. Um ihre Macht auszuspielen, stellen sie untragbare Bedingungen, die auf eine falsche kulturelle Integration hinauslaufen. Die ausländischen Autoren bringen aus ihrer andersartigen kulturellen Herkunft einen neuen Akzent in die deutsche Sprache ein. Neue Metaphern und Begriffe bedeuten eine Be- reicherung der deutschen Sprache.

In Anthologien, die sich nicht gerade speziell mit der Situation der Ausländer befassen, findet man kaum ausländische Autoren. Nur im Bereich der Gastrbeiter-Problematik sollen sie sich äußern dürfen. Norbert Ney hat zwei Anthologien herausgegeben, die eine behandelt die Probleme der Gastarbeiter in der Bundesrepublik, die andere handelt von Liebe und Zärtlichkeit. Mein Beitrag für die erste Anthologie wurde aufgenommen, der für die zweite abgelehnt. Ausländer, wenn sie überhaupt schreiben wollen, haben sich nicht in solche Themen wie zum Beispiel Liebe einzumischen. Dafür gibt es potente deutsche Schriftsteller, die die Voraussetzungen haben, über solche Themen zu schreiben.

Und bei den geringen Chancen, die ausländische Schriftsteller haben, findet noch einmal eine Auswahl nach ihrer Nationalität statt. Ein Berliner Verleger begründete die Ablehnung des Textes eines arabischen Autors so: Weil er kein Türke sei, bekäme der Verlag keinen Zuschuß vom Kultusministerium. Der Autor überlegt seitdem, ob er lieber die deutsche oder die türkische Staatsangehörigkeit beantragen soll.

Auch im Rundfunk und im Fernsehen räumt man den Ausländern nur eine knappe Sendezzeit ein, obwohl 4½ Millionen Ausländer in der Bundesrepublik leben und Fernseh- und Rundfunkgebühr bezahlen. Viele Nationalitäten haben nicht einmal eine Minute Sendezzeit. Auch bei Lesungen ist einem Autor selten ein ganzer Abend gewidmet. Ihr Honorar liegt oft unter dem der deutschen Kollegen. Manchmal wird von ihnen auch erwar-

tet, ohne Honorar zu lesen. Auch bei Literaturpreisen sind die ausländischen Autoren benachteiligt, mit Ausnahme des Chamiso-Preises. Man sollte sie aber auch bei den übrigen Literaturpreisen ihrer Qualität nach angemessen berücksichtigen. Meine Erwartung für die Zukunft ist, die Mauer dieses Gettos zu sprengen und eine wirkliche Gleichberechtigung aller Künstler herzustellen, egal ob sie Deutsche oder Ausländer gleich welcher Nationalität sind, indem man die gleichen Qualitätsmaßstäbe an alle anlegt. Bloße Aufmerksamkeit der Verantwortlichen in den kulturellen Institutionen reicht mir nicht aus. Sie ist allenfalls ein erster Schritt. Ich will mehr erreichen. Jeder Schriftsteller braucht Anerkennung und Förderung, damit er sich seiner literarischen Arbeit entwickeln kann. Die Verantwortlichen sollen sich bemühen, die ausländische Literatur unter anderen Kriterien als bisher zu beurteilen, und das ist nur möglich, wenn sie sich ernsthaft mit dieser Literatur auseinandersetzen.